Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 6

Artikel: Hungbu und Norbu
Autor: Seu, Ring-Hai
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753908

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hungbu und Norbu

Ein koreanisches Märchen von Ring-Hai Seu

Hungbu und Norbu waren zwei Brüder, die vor langer Zeit in einem kleinen Dorfe lebten. Der jüngere, Norbu, war reich, hatte aber kein Herz, war geizig und kannte nichts als Geld. Güte und Mitleid waren ihm vollständig unbekannt. Dem gegenüber war sein älterer Bruder Hungbu gut und freundlich, aber er war sehr arm, so arm, daß ihn die Not manchmal zum Betteln zwang. Allerdings bettelte er nie für sich selbst, sondern für seine alte Mutter, die er zärtlich liebte. Norbu hatte seinem armen Bruder niemals geholfen, und ebensowenig seiner alten Mutter, die überhaupt nichts ihr eigen nannte.

Eines Tages hatte Hungbu wieder nichts zu essen. Nach langem Zögern suchte er seinen jüngeren Bruder Norbu auf und sagte:

«Bruder, ich habe heute nichts im Hause, borge mir doch einen Sack Reis, ich gebe ihn dir nach der nächsten Ernte wieder. Im übrigen bitte ich dich nicht für mich, sondern für unsere alte Mutter.»

Aber Norbu tat so, als habe er nichts gehört, und seine Frau antwortete mit einem Gesicht voller Verachtung, daß sie nichts zu verborgen hätten. Dennoch mußte Hungbu seiner alten Mutter etwas zu essen geben. Er ging daher zu seinen Nachbarn und von dort kehrte er stets mit vollen Händen zurück, denn im Dorfe haßte und tadelte jeder Mensch Norbu, während sich der gute Hungbu herzlicher Freundschaft und allgemeiner Achtung erfreute.

In diesem Jahre war der Winter ganz besonders schwer für Hungbu, denn er hatte ja keine Vorräte anlegen können und mußte beinah übermenschliche Anstrengungen machen, um die Familie zu erhalten. Doch es wurde schließlich wieder Frühling und mit ihm kehrten Leben und Freude wieder. Eines Tages schöpfte Hungbu in den ersten Frühlingssonnenstrahlen Luft vor seiner Hütte. Und wie er so das herrliche Schauspiel der Natur betrachtete, das sich vor seinen Augen abspielte, dachte er traurig:

«Ach, das Leben des Menschen ist wirklich das der Pflanze nicht wert, denn die Pflanze erneuert und verjüngt sich mit jedem Frühjahr.»

Plötzlich zogen schrille und ungewohnte Schreie Hungbus Aufmerksamkeit auf sich; die Schwalben stießen sie aus, die ihr Nest gerade über seinem Fenster gebaut hatten. Und sofort sah er, daß eine von ihnen auf der Erde lag und ein verletztes Bein hatte, während zwei andere Angstschreie ausstießen, wie wenn sie Hungbu bitten wollten, ihnen zu Hilfe zu kommen. Dieser fühlte sofort Mitleid, nahm den Vogel vorsichtig in die Hand und pflegte ihn, indem er ihm die richtigen Medikamente auf das Bein legte. Und jeden Tag besuchte er seine kranke Schwalbe.

Nach einigen Tagen flog der Vogel davon und war vollständig geheilt. Aber eines Tages, als Hungbu zu Hause war, kam die Schwalbe ganz fröhlich angeflogen und ließ vor den Füßen ihres Wohltäters einen Kürbissamenkern zur Erde fallen. Dieser amüsierte sich über das Tierchen und steckte den Samenkern in eine Ecke seines Gartens. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit entsproßte ihm ein Keim, dann entwickelte er sich bald zu großen, kriechenden Stengeln. Bald darauf schmückten herrliche Blüten die Stengel, die nach kurzer Zeit Kürbisse trugen. Fünf herrliche Kürbisse, die in wenigen Tagen erstaunlich groß und reif wurden.

«Oh welch schöne Flaschenkürbisse!» sagte Hungbu zu seiner Frau und pflückte mit glücklichem und ahnungslosem Lachen die fünf Kürbisse ab. «Nimm einen, mein Herzchen, wir wollen ihn aufsägen.» Und sofort machten sie sich an die Arbeit.

Kaum war der Kürbis geöffnet, so ergoß sich aus ihm, zum großen Erstaunen von Hungbu und seiner Frau, eine Unmenge Silber und Gold.

Sie öffneten einen zweiten. Mehrere reizende kleine Engel entstiegen ihm, die ausgezeichnete Kuchen Hungbu und seiner Frau zu Füßen legten. Diese waren über das unerwartete und ungewöhnliche Ereignis so glücklich, daß sie die besten Kuchen aussuchten und sie ihrer alten Mutter brachten; den Rest bewahrten sie in ihrer Küche auf.

Dann öffneten sie einen dritten Kürbis. Dieser enthielt eine große Menge wunderbarer Stoffe. Und nun den vierten: diesmal kam eine Anzahl Feen zum Vorschein, die mit Gesang und Tanz dem Ehepaar Hungbu die Zeit vertrieben. Und nun öffneten sie den fünften, den letzten Kürbis. Eine ganze Menge Maurer entstiegen ihm, die sich sofort daran machten, ein großartiges Haus zu bauen. Da sagte Hungbu unter Freudentränen zu seiner Frau:

«Jetzt sind wir reich und haben ein schönes Haus, nun werden wir endlich unsere alte Mutter und noch viele andere Arme glücklich machen können!»

Norbu hatte das unglaubliche Erlebnis seines Bruders kaum gehört, als er ihn alsbald besuchen kam. Da Norbu ihn mit schrecklich vielen neugierigen Fragen bestürmte, erzählte ihm Hungbu ganz einfach die Geschichte von der Schwalbe und den Flaschenkürbissen.

Norbu war sehr ärgerlich, daß sein Bruder jetzt reicher als er selber war, und kaum war er nach Hause gekommen, so fing er an, diese Angelegenheit mit seiner Frau durchzusprechen.

Eines Tages konnte er beglückt feststellen, daß Schwalben ihr Nest über seiner Tür gebaut hatten. Sofort fing er eine und brach ihr das Beinchen. Dann pflegte er sie und legte die richtigen Medikamente auf das verletzte Bein. Dennoch stieß der unglückliche Vogel zwei Tage lang Schmerzensrufe aus; doch am dritten Tage flog er geheilt davon. Und in der Tat kam er auch mit einem Samenkern zurück.

«Ausgezeichnet!» dachte Norbu und freute sich, «ich hab's geschafft!» Er nahm dem Vogel den Kern aus dem Schnabel und säte ihn in eine Ecke seines Gartens aus. Mit außergewöhnlicher Schnelligkeit entsproßte ihm ein Keim, dann große kriechende Stengel, die bald herrliche Blüten trugen, aus denen sich sehr rasch Wassermelonen entwickelten. Fünf große Wassermelonen, die in wenigen Tagen alle fünf dick und reif wurden. Norbu war wie trunken vor Freude und beeilte sich, sie zu pflücken. Dann machte er sich mit seiner Frau daran, die erste aufzusägen. Aber zur großen Enttäuschung von Norbu und seiner Frau entstieg ihr eine Diebesbande, die mit allen Wertgegenständen davon lief. Sie öffneten die zweite. Dieses Mal ergoß sich aus der Frucht eine Flut von Dreck und Abfällen, die das ganze Haus füllten. Aus der dritten kamen eine Horde Bettler hervor, die alle Kleider und alle Decken, die Norbu gehörten, forttrugen. Sie öffneten die vierte. Einige Verrückte sprangen heraus, die ohne Grund das Ehepaar Norbu auspeitschten. Nun machten sie sich daran, die fünfte Wassermelone, die letzte, zu öffnen. Und aus dieser kamen Totengräber heraus, die Leichen im Hause abluden und es dann in Brand steckten.

Da blieb Norbu und seiner Frau, die jetzt gar nichts mehr besaßen, keinen Reis und kein Dach über dem Kopf, nichts anderes übrig, als ihren älteren Bruder Hungbu aufzusuchen. Schluchzend erzählten sie ihm, was ihnen — zu Recht — widerfahren war. Hungbu aber fühlte großes Mitleid mit seinem jüngeren Bruder und schenkte ihm einen erheblichen Teil seines Reichtums.

Das Haus der Sterne

Von Max Krell

Als eine Glucke inmitten zahlreicher Nachkommenschaft gebot die «Groß» über uns alle, ob wir Staatsanwälte, Aerzte, Schauspielerinnen oder törichte Schreiber oder nicht einmal das waren.

Sie hat ihren Mann um vierunddreißig Jahre überlebt; sie hat in dieser Zeit nie von ihm gesprochen; aber eine riesenhaft vergrößerte Photographie Charlots hing, immer mehr verblassend, über ihrem Schreibtisch. Man sah einen weichen, breiten Vollbart, eine kühne Haarwelle über der Stirn, und im übrigen nur das scharfe Profil eines Mannes, der weiß, wie er sich am besten zur Geltung bringt. Es unterliegt keinem Zweifel: Charlot war eitel, ich habe einen eitlen Großvater gehabt.

Man möge Gnade vor Recht ergehen lassen: das Schicksal hat seine Lebensarbeit in der Mitte durchgerissen, als sei sie ein unzensierbar schlechter Prüfungsaufsatz gewesen, was keineswegs stimmte.

Ein Menschenalter lang saß Charlot auf seiner Sternwarte, nahe am Rhein, rechnete im himmlischen Transparent herum mit Instrumenten, die gemessen an den Rohren und Sextanten der modernen Gelehrten noch recht unscharfe Modelle waren. Er wurde Professor, er wurde korrespondierendes Mitglied hier und dort, Ritter p. p.

Die «Groß» brachte ihm schwarzen Kaffee, wickelte wollene Decken um seine nachterstarrten Füße und durfte, wenn er das wohlige Schnurren des Katers vernehmen ließ, einmal das mächtige Objektiv auf jene Gestirne richten, deren Bildnis sie mit Müh und Not eingeprägt hatte: auf den großen Bären und die Wega. Eine Viertelstunde ließ sie die Blicke durch den blitzenden Ozean der Nacht treiben. Dann hatte sie genug; stärker lockten die Bücher, die sie fraß: die Dahn, die Ebers, die Spielhagen — klirrende Erregungen auf Papier. Sie war ein Quartalsleser, sie hatte sogar ein Buch auf den Knien, während Charlot die kniffligen Akademieberichte diktierte und ihre Schrift mit dicken Keilen sich in die Blätter grub.

Jahre hindurch machte Charlot Punkte auf große, mit Meridianen durchzogene Karten, rechnete, fixierte, radierte die Punkte wieder weg, setzte neue dicht daneben; das tat er zwanzig Jahre lang, bis eines Tages ein anderes korrespondierendes Mitglied schrieb: ich habe den Himmel photographiert — in ein paar Nächten; und zur Korrektur noch einmal in einigen Nächten — und hier sei das Bild.

Ja, da war das Bild, ein nicht irrendes, nicht berechnetes, nicht dreißig Jahre kostendes Bild. Er betrachtete es, als habe er selber es eben aus dem Tonfixierbad gehoben. Dann legte er das Blatt neben seine Karte mit den Meridianen. Etwas hatte ihn auf eine vernichtend furchtbare Weise überholt. Er versuchte, dem in seinen Gedanken auf den Grund zu kommen. Als die Schleier sich endlich teilten, nahm er die Photographie wieder auf. Aber es hatte keinen Zweck, der erste Vergleich entwaffnete ihn.

Anderntags packte er alles zusammen, schickte die Mappe nach Berlin und schrieb: sie hätten ihm die Arbeit seines Lebens ermöglicht, dafür danke er. Das Resultat erlaube er sich vorzulegen, es wolle ihm scheinen, daß er zuverlässig gearbeitet habe; indessen, das sei nun für die Katz oder für den Teufel, wie es ihnen beliebe — siehe die Photographie, Anlage römisch zwei. Er wünsche den Herren nur, daß sie am Ende ihres Wirkens zu einem beglückenden Fazit kämen, womit er den Auftrag in ihre Hände zurücklege.

Die Herren bewiesen Haltung. Der König schickte einen weiteren Orden, der Minister bewilligte einen langen Urlaub, und Charlot verschwand in den Süden, nicht ohne zuvor die Becher des Karnevals einmal auf die Neige getrunken zu haben.

Zurückblieb die «Groß» mit acht Kindern, die auf die Namen von Planeten und Fixsternen hörten, und mit Victor Hugo, Dumas und Zola, die an die Stelle von Dahn, Ebers und Spielhagen getreten waren. Meine Mutter Andromeda stieg von den Nußbäumen herab, die sie bisher beherrscht hatte. Eridanus ließ seine Vogelfallen im Stich und bereitete sich vor, Staatsanwalt zu werden. Kassandra streute Empörung aus, sie brannte durch und entdeckte das Theater. Der Lärm des Hauses verstummte. Nur Kassiopeia blieb und der launische Algol.

Nach einem Jahr schrieb Charlot aus Mentone, er habe nun genug vom Leben; er fiebere, seine Lunge sei angegriffen, und eine freundliche Dame, mit dem Namen Lucienne, werde diesen Brief befördern, wenn alles vorüber sei.

Es war also alles vorüber.

Die «Groß» fuhr ihm nicht nach, er war längst auf dem Friedhof hoch über Garavan und dem Meer begraben, und eine Begegnung mit der Dame Lucienne — nein!

Sie schrieb vielmehr an das Ministerium in Berlin: das Leben des Professors sei nunmehr erloschen, demnach auch der Anspruch auf Gehalt; die Pension flöße ihr und ihren Kindern zu — und hier folgten die acht Sternennamen. Aber sie ersuche die Hohe Behörde, dem Profes-